

Klaus Buschendorf

Lebensbrüche

-

ein Ehepaar im Osten Deutschlands

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2024

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-847-6

Copyright (2024) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © Tida [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

29,20 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

Inhalt

Prolog.....	7
Kinder einer fernen Zeit	9
Bernd.....	9
Der Umzug.....	9
Mutter und Sohn.....	13
Wismutschatten.....	27
Bernd – der einsam Suchende	48
Entscheidungen	57
Der Pennäler.....	74
Über die Bohlen.....	91
Die Burg Stolpen	104
Susanne	128
Ein Schulanfang.....	128
Mutter und Tochter.....	137
Suse – das Rummelgör.....	145
Suse in der Stadt.....	161
Freundinnen	169
Der Bruch	177
Großvater.....	191
Das Rummelgör und sein Pennäler	201
Großvaters Sprüche	201
Prüfungen	219
Ein Privileg	235
Höhere Mächte	244
Im Erzgebirge.....	265
Dunkle Wolken.....	273
Lebensweichen.....	287
Sommerreise und andere Zweifel.....	295
Auf Messers Schneide	311
Eingeschnit	324

Berggrutsch und Suche.....	331
Neue Heimat.....	331
In der Braunkohle	337
Kindersorgen	341
Kontroversen.....	364
Zwischen Karakum und Pamir	379
Wendeprobleme	400
Auf der anderen Seite?.....	420
Traumschiffreise.....	437
Endzeit?	481
Wende	501
Überraschungen	505
Von Maus und Adler	509
Auf der Gartenterrasse	521

Prolog

Im Jahre Zwei nach dem großen Krieg zog eine Mutter ihren kleinen Jungen durch die Trümmerberge. Einen Schal trug sie wie einen Turban um den Kopf gebunden. Alle Leipziger Trümmerfrauen trugen das zu abgetragenen Mänteln. Gute, teure Kleider sah man in der Großstadt nicht mehr. Sie waren eingetauscht worden auf Hamsterfahrten übers Land. Eier, Fleisch, Mehl und anderes Essbares hatten sie von Bauern dafür bekommen. Wütend sah man zurück auf die Geizkragen, die immer zu wenig gaben. Doch was sollte man tun? Man musste ja essen. Keiner der Städter hatte je gesehen, dass ein lachender Bauer seinen Kuhstall mit eingetauschten Teppichen auslegte. Doch bei der Rückfahrt auf Dächern und Puffern der überfüllten Eisenbahnwaggons war diese Vorstellung ihr Reisegespräch.

Der Junge quengelte an der Hand der Mutter. „Will mit denen spielen.“ – Die Mutter sah die kleine Jungengruppe. Sie spielte Hasch mit Verstecken in halb verschütteten Kellern und eingestürzten Hausfassaden. „Viel zu gefährlich. Sind auch zu groß für dich. Wenn das ihre Eltern wüssten!“ – Neidisch sah der Junge weiter hin. Wortfetzen drangen an ihre Ohren.

„Traust dich nicht“, motzte einer. – „Ich schon. Du bist feige!“

Die Mutter zog ihren Sohn schnell weiter. Ringsum Trümmer, vielleicht lagen gar noch Blindgänger herum, alles gefährlich, der Junge muss hier weg. Doch er sträubte sich, zerrte an ihrer Hand. „Sieh doch mal!“ – Ihr Blick folgte seinem ausgestreckten Arm. Einer der Jungen kletterte einen Mauerfirst hinauf. Der Rest einer Fassade führte in die Höhe, Ziegelstein für Ziegelstein, wie eine schmale Treppe. Der Junge stieg unermüdlich aufrecht vorwärts, den Blick nach oben gerichtet. Entsetzen erfasste die Mutter.

Einer rief: „Komm zurück, wir glauben dir!“ Die Jungen sahen gebannt nach oben. Ihre Körper drückten Bewunderung, Hoffen und Angst aus. Leichter Wind fuhr in ihre viel zu weiten Jackenärmel.

Auf Höhe der ersten Etage erreichte der Kletterer ein gerades Stück. Vier Ziegel breit bot die Mauer eine Plattform. Er wendete sich um.

Sein triumphierendes Lächeln strahlte herunter. „Na?“ – „Komm wieder runter! Es reicht.“ – „Ich traue mich noch viel mehr!“ Der Kletterer wandte sich wieder der Mauer zu. Sie wurde schmaler. Er ließ sich nieder, krabbelte mit Händen und Füßen weiter nach oben.

„Um Gottes Willen“, entfuhr es der Mutter.

„Ein Held, ein Held!“

Im abgerissenen Wehrmantsmantel, Soldatenmütze auf dem Kopf, stand ein verhärmter kleiner Mann jenseits der Mauer. Den Kopf hoch gereckt, schien der Mützenschirm auf den kletternden Jungen zu weisen.

„Es gibt wieder Helden, jetzt, wo alle gefallen sind. Dort!“ Ein gespenstisches, hageres Gesicht. Es zeigte nach oben in den zweiten Stock, wo der Junge unermüdlich wie eine Katze kletterte. Der schien nichts zu hören, hingeeben auf Ziegel vor ihm und zur Spitze starrend. Frei ragte sie im vierten Stock ohne jeden Seitenhalt.

Weg wollte die Mutter, nur weg! Ihr Junge sollte nicht sehen, was geschehen könnte! Doch sie fühlte sich gelähmt an allen Gliedern.

Der Kletterer erreichte den letzten Ziegelstein. Er richtete sich auf, eine Windböe ließ ihn taumeln. Ohne einen Laut verschwand sein Körper, als hätte es ihn nie gegeben.

Die Jungen rannten durch enge Mauern davon und verschwanden im Ziegelstaub. Auch der Rufer war nicht mehr zu sehen.

„Was war das?“ – „Ein Traum, ein schlechter Traum!“ Die Mutter zerrte ihren benommenen Sohn weiter. „Vergiss ihn schnell!“ – Spitze Steine auf dem Trampelpfad durch die Ruinen, abgeknickte, zerborstene Wasserrohre fesselten ihre Blicke, wollten sie nicht straucheln.

Als sie die Trümmer verließen und den Hauptbahnhof vor sich liegen sahen, glaubte der Junge, ihn habe eine schlimme Einbildung genarrt. Seine Mutter trat an die Lore der Trümmerbahn. Sie stellte sich in die Reihe der Frauen, bückte sich und warf abgeklopfte Steine hinein. Der Junge folgte ihr. Seine ganze Kraft brauchte er für jeden einzelnen Stein. Schnell vergaß er, was er vergessen sollte. Er war noch so klein und jung.

KINDER EINER FERNEN ZEIT

BERND

Der Umzug

Der schwarze Gummiball war weg.

Schluchzend saß der kleine Bernd zwischen Umzugskartons auf dem Sofa in der Küche. – „Du hast nicht gefolgt“, sagte die Mutter. „Deshalb habe ich ihn weggeworfen.“ – „Aber“, der Kummer schüttelte ihn. „Was habe ich denn gemacht?“ – Die Mutter sah den großen Schmerz und bedauerte ihre Worte. Sie warf den Ball nicht weg, er ging im Umzugswirbel verloren. Doch in ihrem Haushalt durfte nichts verloren gehen. – „Denke nach, wann du nicht gefolgt hast!“ – Bernd konnte nicht nachdenken. Sein Ball war der einzige Ball der ganzen Straße im zerstörten Leipzig von 1948 gewesen. So eine Kostbarkeit verloren! Was hat er Schlimmes angestellt, wenn Mutti ihn so straft? Es fiel ihm nicht ein. Sein Kopf war ganz leer. – Er schluchzte hingegeben vor sich hin, und dicke Tränen liefen über sein Gesicht.

Mutter griff ein Wischtuch und nahm Gabeln heraus. Die Schultern ihres Sohnes hoben sich krampfhaft. – „Komm“, sprach sie sanft. „Leg die Messer ins Besteckfach.“ – Bernd folgte mechanisch. Es war doch alles egal. Er hatte sich so auf die neue Stadt gefreut.

Aufregend war der nächste Tag. An den schwarzen Gummiball dachte er nicht.

Der Morgen begann mit dem verhassten Anlegen des Leibchens und dem Anziehen der Strümpfe. Bernd stand auf dem Stuhl und hielt sich an der Lehne fest. – Mutter streifte den zusammengerollten Strumpf über seine Zehenspitzen „Heb den Hacken!“ Sie rollte den Strumpf hoch. „Mach ihn fest!“ – Folgsam zog er den Strumpfhalter des Leibchens herunter, drückte das Strumpfende auf den Knopf des Halters und klemmte die Spange fest. – „Nun das andere Bein!“ – Bernd hob die Zehenspitzen und quengelte: „Immer dieses blöde Leibchen, die blöden

Strümpfe!“ – „Es ist zu kalt für Socken. Hier sind wir im Gebirge. Du bist empfindlich.“ Die Mutter dachte an ihren eigenen Schulanfang, drei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg. Sparsam hat die große Familie mit acht Kindern gelebt, Socken und Strümpfe gab es genug. Jetzt, drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, fehlte es noch immer an allem. Sie hätte ihrem Nachkömmling gern zum Schulanfang eine reichere Zuckertüte gegeben, nicht mit zwei Dritteln Papier – doch, woher nehmen?

„Kommt Vati mit?“ – „Das geht nicht, Bernd. Er muss in den Schacht.“ – „Gerhard auch?“ – „Ja.“ – „Immer Schacht. Nie ist Vati da. Einen großen Bruder habe ich auch nicht.“ – „Aber Bernd! Sei nicht undankbar. Wir haben wenigstens Geld und können kaufen, was es gibt.“ Das ist wenig genug, dachte sie.

Sie klagte nicht, das wäre undankbar. Als schlimm hatte sie empfunden, dass die Stadtverwaltung Leipzig den Vater zum Wismutbergbau nach Annaberg verpflichtete. Nach einem Monat war er zum ersten Mal nach Hause gekommen. Sie konnte ein Brot mehr kaufen, auf dem „Schwarzen Markt“ für achtzig Mark. Bald sagte sie froh: „Wir vespern jetzt nachmittags, darfst eine Scheibe Brot mit Marmelade essen.“ Sie ertrug, dass es nach seiner Lehre auch den Ältesten traf, Begründung: „Bergwerkstauglich.“ Mehr brauchte es nicht in diesen Zeiten. Er fuhr mit Vater ins ferne Erzgebirge, bis sie genug von der Fahrerei und Geld für den Umzug hatten. Schwer ist ihr der Abschied von der zerbombten, trotzdem geliebten Stadt ihres Lebens gefallen. Doch dort im Gebirge gibt es Arbeit, und zuerst muss man essen. Sie konnte den Umzug so richten, dass ihr Jüngster die Schule hier beginnt. Den Schulweg kannte sie nicht. Die Nachbarin sagte, sie solle bis an die Straßenecke gehen. Viele werden kommen. Einfach mitgehen, eine dreiviertel Stunde Weg sei es mit den Kindern, die laufen ja nicht schnell. Und viel Freude in der neuen Wohnung wünsche sie. – Die neue Nachbarin wollte nicht aufhören mit ihren Wünschen und Freundlichkeiten. An den Dialekt wird sie sich gewöhnen müssen, sicher auch an anderes. Verwundert hatte sie bemerkt: Steckten die Wohnungsschlüssel von

außen, war man zu Hause. Undenkbar, so ein Zeichen von Vertrauen, in ihrem geliebten Leipzig.

Bernd stand angezogen vor ihr. Ihrem Griff kam er zuvor und sprang vom Stuhl. – „Das sollst du nicht!“ – Er fuhr in den Jackenärmel. „Will selber machen!“ – Das hört sie nicht gern. Der Satz und „Das kann ich schon!“ lagen quer zwischen Mutter und Sohn. Denn sein Bemühen erfüllte selten ihren Anspruch. Heute mochte sie nicht schimpfen. Sie ließ ihm durchgehen, dass er die Jacke allein anzog, zupfte ihren Sitz zurecht und griff nach der Schultasche. – „Ich mache es!“ Bernd fuhr mit dem Arm durch die Schlaufen. Sie rückte den Ranzen gerade.

Kühl empfing sie der Septembermorgen wie ein Novembertag in Leipzig. Während sie an die Straßenecke liefen, mischte sich Bangigkeit in seine Ungeduld. Er griff nach Mutters Hand. Die Schiefertafel mit dem Schwämmchen schlug an seine Hüfte, im Ranzen klapperte der Holzfederkasten gegen die große Fibel. Ungewohnt. Da war es gut, das Kopftuch der Mutter zu sehen, das sie wie die Leipziger Trümmerfrauen trug. Beruhigend, das Kopftuch war immer schon so, wo heute alles wechselte, Stadt, Wohnung, Straße, es keine Straßenbahn mehr gab, und er nicht wusste, wo hier die Trümmerbahn fuhr. Mutters Kopftuch blieb ihm Halt.

Sie standen an der Straßenecke, sahen andere ABC-Schützen herauf stapfen. Das war neu. Wo gab es in Leipzig einen Berg? Er hielt sich an seiner Mutter fest, seiner großen, starken Mutter, die alles wusste. Er spürte die Kraft von Mutters Hand auf seinem Kopf. Die Anderen kamen näher. Bernd wollte nun groß und stark sein und schüttelte Mutters Hand ab. Vorsichtig gab sie ihm die Zuckertüte. Stolz präsentierte er sich vor den fremden Kindern. Sie reihten sich ein, beschnupperten sich, oben die Mütter, unten die Kinder. – „Wie reddstn du?“, hörte Bernd. „Biste gar net aus Annaberch?“ – „Nee, aus Leibsch.“ – „Ä Zugezogner! Kimmste in de Eins Be?“ – Bernd wusste es nicht. Er hörte gut zu. In einer Woche staunten seine Eltern, sagten: Nicht zu fassen, spricht schon erzgebirgisch wie ein Hiesiger.

In dieser Woche lernte der kleine Bernd noch mehr: dass es hier keine Trümmer gab und auch keine Trümmerbahn. Hinter den Häusern pff

keine Industriebahn entlang, an deren Gleisen er so gern stand und beim Rangieren zusah. Auf der Straße war er nicht mehr „der Bestimmer“, der das Spiel angab. Meist spielte man Eisenbahn, natürlich, und Bernd war die Lok. In Leipzig. Da war es gut, dass er schnell sprechen lernte, wie sie hier alle sprachen. Bald lachten sie ihn nicht mehr aus, wenn er nach Dingen fragte, die hier keiner kannte – wie die Trümmerbahn. Schnell lernte er, was ein Wismuter oder ein Schachter war und ein Arb'ter, dass es im Finstern Huppmänneln gäbe mit Federn unter den Schuhsohlen. Hier spielt man auf der Straße Fußball. Die Zaunfelder der Vorgärten sind ihre Tore, die Bordkanten die Strafraumgrenzen. Von den vielen Kindern brachte immer eines einen Ball. Manchmal scholl: „Ein Auto!“ Dann gingen die Fußballer zur Seite und bestaunten den langsam vorbei tuckelnden „Holzgaser“. Große Rundbehälter hingen vor dem Kühler unter der Stoßstange oder standen aufrecht auf der Ladefläche. Noch seltener unterbrach ein anderer Ruf ihre Spiele: „Russkies!“ Geruhsam traten sie hinter die Bordkante und ließen in Dreierreihen laufende Soldaten vorbei. Sie schnupperten in die wehende Machorkawolke und vergaßen die Störung. – „Kein Gleichschritt“, bemerkte Gerhard missbilligend, als er, selten genug, mit Vater eines Tages zu Hause war. „Aber – die da haben den Krieg gewonnen“, sagte Vater. „Wir nicht.“

Bald läuft ihr Leben in geordneten Bahnen. Die Familie lebt in der großen Wohnküche. Das winzig kleine Wohnzimmer, hier „gute Stube“ genannt, betreten sie wie alle Erzgebirgler nur noch an Feiertagen. Bernd schläft bei den Eltern, der große Bruder in der Bodenkammer. Mit der Gaslampe kommt auch zu Stromsperrzeiten Licht in die Wohnküche. Vater, der Fördermann, wird bald Reviersteiger, der große Bruder avanciert zum Markscheider in spe. Mutter läuft nachmittags und abends durch die Straßen, kassiert Geld und klebt Beitragsmarken in Versicherungshefte. Einmal in der Woche zieht Mutter mit Bernd und dem großen Handwagen hinauf und hinunter zum weit entfernten Wismutladen.

Und über all dem Neuen, der Schule, den von zu Hause mitgebrachten losen Blättern als Heftersatz, dem Auf und Ab der Berge, dem Wald

des nahen Pöhlberg, vergisst das Schulkind Bernd das flache, in Trümmern liegende Leipzig – und den schwarzen Gummiball.

Mutter und Sohn

Bernd lebte in zwei Kindergemeinschaften: Da war seine Klasse und dort seine Straße. In seiner Klasse fand er sich schnell zurecht. Alle seine Mitschüler mussten sich beschnuppern. Bernd wusste am nächsten Tag noch jede Minute des Schultages. Er brauchte sich nicht anstrengen, verblüffte seine Lehrer und Mitschüler. Ähnliches hat er schon erlebt.

Im letzten Kriegsjahr heulten oft Luftschutzsirenen. Im Kellergepäck nahm Mutter ein kleines Bilderbuch stets mit hinunter. Unter Bombeneinschlägen las sie ihm kleine Texte vor. Viele lange Bombennächte schufen schreckliche Gewohnheit. Einmal flüchteten Fremde in ihren Keller, ein Schulmädchen dabei. Bernd sah ins Buch, das Mädchen neben ihm buchstabierte: „Ja – nu – ar.“ – „Richtig“, entfuhr es Bernd. – „Ach, du Knirps. Du weißt es, aber ich kann das richtig lesen.“ Laut las sie die Zeilen. – „Das kann ich auch“, unterbrach sie Bernd und sprach den ganzen Text. – „Kunststück, eine Seite kannst du auswendig. Kannst du auch den Februar?“ – Bernd konnte, bis zum Dezember. Das Mädchen staunte: Der Knirps kann schon lesen! – Ein zweites Buch gab es nicht im Luftschutzkeller. Das Mädchen sah er nie wieder. Ihre großen, erstaunten Augen vergaß er nie.

Als er die erste Eins erhielt – was denn sonst, war doch ganz leicht – sagte er zu den kräftigeren Mitschülern: Ich helfe euch, sage vor. Dafür lasst mich in Ruhe. – In Rangeleien sah Bernd nicht gut aus. Alle hielten sich an den Vertrag. Keiner neidete ihm den Klassenprimus.

Nicht so einfach kam er auf der Straße davon. Doch er wich nie aus, selbst chancenlos. In ihren Kämpfen gab es Regeln: Fußstritte verboten, die Gürtellinie heilig, Schläge verpönt, man rang und drückte. Auch in der größten Not hielt er sich daran und erwarb sich durch Fairness Achtung. Ihr Kampf war aus, wenn der Sieger Muskeln reiten konnte.

Aber ein fairer Sieger tut das nicht. Wer dennoch mit seinen Knien auf die Oberarme drückte, auf den stürzten sich Umstehende und strafften den Frevel. Bernd hätte nie Muskeln reiten können. Aber er entwischte seinem Gegner immer, bis dieser erlahmte. – „Du schaffst mich nicht“, keuchte Bernd. – „Du aber auch nicht.“ – „Ich will ja gar nicht, ich wehere nur ab.“ – Kämpfer und Umstehende verloren das Interesse, weil der Unterlegene tapfer und nicht zu greifen war.

Oft ist er zerschunden nach Hause gekommen. – „Hast dich wieder geprügelt“, schimpfte Mutter. „Du sollst weglaufen oder mich rufen, wenn sie dich verhauen wollen. Bist nun mal nicht so stark!“ – Diese Worte hat er immer geflissentlich überhört.

Bernd kniete vor dem Ofenloch. Jetzt im beginnenden Sommer ließ man im Erzgebirge den Herd abends ausgehen, packte einen Kaffeewärmer um den Malzkaffee in der Sofaecke, Kissen darüber – so blieb er bis zum Morgen warm. Früh musste wieder Küchenfeuer her, warmes Wasser im Schaff, ein neuer Kaffeetopf gehörte auf die Herdplatte – einen Küchenherd ohne Feuer gab es nicht. Nach dem Frühstück war Mutter gegangen, Versicherungsbeiträge zu kassieren. Er hatte die Asche durchgerüttelt, sie hinausgeschafft, den leeren Kohleneimer mitgenommen, vorher die letzten Briketts im Kohlenkasten unter den Herd gestapelt, den Eimer im Keller gefüllt, einen Holzsplit in Späne gespalten, Holz und leeren Aschekasten auf den vollen Eimer gelegt und hochgebracht. Endlich konnte er bei langsam auflodernden Flammen Geschichten erfinden. Mutter duldet kein Träumen. – „Entweder wird gearbeitet oder gespielt.“ – Jede Arbeit vergällt sie. Aber – sie war nicht da.

Aus zwei Kohlen baute Bernd steile Felsen, ein Holzstück wurde Brücke. Kleine Fetzen Zeitungspapier schob er nach hinten als Buschwerk in der Schlucht der Rocky Mountains. Holzspleißer waren ihm Baumstämme und Papierschnipsel trockenes Unterholz. Er strich das Streichholz an, führte die Flamme vorsichtig an die kleinen Büsche, langsam fingen sie Feuer in der heißen Sonne von Arizona. Das abgebrannte Reststück diente ihm als einsamer Indianerkundschafter. In der Schlucht prasselte Unterholz, griff nach den trockenen Baumstäm-

men, Flammen leckten an der Holzbrücke. Auf der Flucht vor den Soldaten strebte der Kundschafter hinüber. Bernd nahm ein zweites Streichholz, schob mit der Schwefelkuppe den Kundschafter langsam über die Brücke, vorsichtig, denn sie konnte unter den prasselnden Flammen brechen. Getrappel von Pferden in seinem Kopf. Die ersten blauen Uniformen tauchten auf, aber schon loderte die Brücke. Sie kämen nicht mehr hinüber! Da flammte die Streichholzkuppe, brannte den Streichholzrest an – armer Kundschafter! So knapp traf dich die Kugel des ersten Reiters! Dein Leben ging zu Ende in den Flammen des Buschbrandes! Bernd bedauerte ihn. Ein lebender Kundschafter, hinter dem die Brücke brach und der Reiter ihm wütend nachsah, wäre ihm lieber gewesen. Aber das Schicksal ist hart.

Sein Spiel war vorbei. Er packte Holzspäne auf das brennende Papier, achtete darauf, dass die Flammen alles erfassten. Dann legte er ein Brikkett über die Scheite, Ofentür zu. Luftzug fachte die Flammen an. Bernd räumte Zeitungspapier weg, stapelte übriges Holz in den Kohlenkasten und schob ihn unter den Herd. Den Kohleneimer an die Seite gestellt, Kontrollblick in den Ofen: Es lodert, Tür zu, fertig. Wassertopf auf die Herdringe, Blick auf die Küchenuhr: Ihm blieb noch Zeit. Er gab in den Kaffeetopf das Familienmaß hinein, brach vier Stücke vom Kathreiner Kaffeezusatz ab und legte sie dazu. Kocht das Wasser, gießt er auf. Er blickte auf die Tafel Kaffeezusatz. So ähnlich sieht Schokolade aus, sagte Mutter. Es wird alles besser, es gäbe schon freie Läden, die HO, und im Konsum sei manches jetzt ohne Marken zu haben, hat Mutter gesagt. Er mochte Süßes, freute sich auf die unbekannte Schokolade. Wann würde er Schokolade kosten können?

Zeit für den Schulweg. Er nahm den Schulranzen, schloss die Tür und zog den Wohnungsschlüssel ab. Kam Mutti heim, wusste sie: Er war auf dem Schulweg. Ein System kleiner Dinge sorgte für Ordnung und Wissen vom anderen, Mutters Werk. Mit sanftem Druck hatte sie eingeführt: Heimkommen, Schularbeiten machen, Ranzen packen und an einen festen Platz stellen. Bernd maulte. Alle seine Schulkameraden gingen erst Spielen. – „Wie oft haben sie keine Schularbeiten in der Schule?“ – Recht hat sie, täglich rief Einer in der Pause: „Hilf mir

schnell mal ...!“ – Maulend gewöhnte er sich an Mutters Regeln. Ihr zweiter Rat: Höre gleich beim ersten Mal richtig zu, war leichter zu befolgen. Des Lehrers Worte interessierten ihn. Hatten Mitschüler nicht verstanden, gaben sie Bernd Zeichen: Er sagte vor.

Beim Diktat schaute Bernd dem Lehrer auf den Mund – auch Mutters Rat. Er las viele Buchstaben am Munde ab, während seine Klassenkameraden mit gebeugtem Kopf überlegten, wie die Wörter geschrieben werden. – Er war stolz auf Mutter, deren Rat er nutzte, die den Haushalt organisierte, ihm auch Zeit zum Spielen ließ. Sie verstand so vieles, sah manches voraus. Leider auch sein Verhalten, unbegreiflich, wie sie das schaffte. Viel zu ängstlich war sie, nahm ihm gar eine Batterie aus der Hand: „Das ist Strom, Bernd. Strom ist immer gefährlich.“ – Selbst vor dem Federhalter warnte sie: „Hat eine Spitze, Bernd. Spitzen sind immer gefährlich.“ – Dabei war nur die Schultinte aus dem Tintenfass in der Schulbank gefährlich. Fasern verbargen sich darin und machten Kleckse ins Heft.

Aber noch kämpfte er nicht mit der widerspenstigen Nachkriegsschultinte. Er lief den Schulweg an der Feuerwehr vorbei. In ihren hohen Fenstern spiegelte sich die Sonne.

Die Sonne überschritt den Zenit, als er mit seiner Klasse aus dem Schulgebäude von Kaiser Wilhelms Gnaden heraustrat. Ein Junge hatte einen echten Fußball in die Schule mitgebracht, man denke: einen echten, ledernen Fußball! Vom Schuhmacher geholt, will ihn am Abend sein großen Bruder haben. Die Jungen beschlossen: Am Nachmittag probieren sie den Fußball aus. Sie rannten nicht wie sonst den kurzen Schulberg hinunter, sich beiseite schubsend, um als Erster anzukommen, sondern wandten sich bergauf zur Straße, die am Bergteich vorbei zur Festhalle führte. Dort gegenüber baut sich stets der Zirkus auf. Aber der war nicht da, auch auf dem Kätplatz standen keine Karussells. Sie liefen zum Sportplatz am Pöhlberg. Oft haben sie sonntags auf seinen Terrassen gestanden, die „BSG Konsum“, die Betriebsportgemeinschaft der Verkäufer Annabergs anzufeuern in ihren schwarzen Trikots mit rotem Kragen. Heute wollten sie selber BSG Konsum sein mit richtigem Fußball und richtigen Toren auf richtigem Platz. Die

Hälfte von ihnen musste als BSG Wismut spielen, die in der Kreisliga schlechter stand. Ein Stein entschied, die Glücklicheren jubelten, die BSG Wismut wählte die Seite, und los ging es mit Anstoß vom Mittelpunkt. Wie üblich Seitenwechsel nach fünf Toren, Ende bei zehn, eine Uhr besaß ja keiner.

Die kleinen Fußballer kämpften um den großen Ball, den sie so leicht trafen, der so weit wegsprang und dem sie lange nachlaufen mussten auf dem großen Spielfeld. Beim Stand von sechs zu sechs wurden ihre Beine müde. Ausgepumpt stolperte der Stürmer, nachdem er dem Ball so lange nachgejagt war. Der Torwart brannte auf den Ball. Müde trafen die Stürmer das große Tor nicht mehr. Das Spiel zog sich. Sie hielten Rat. Das nächste Tor soll entscheiden, forderten die Einen. Ausgemacht ist ausgemacht, verlangten Andere.

In Bernds Brust stritten zwei Seelen. Irgendetwas hatte Mutti heute von ihm gewollt. Das fiel ihm ein, als Müdigkeit die Begeisterung wegschob. Die Kameraden stritten. Das wurde ihm zu lang. „Itze gieh ich hämm“, sagte er, schnappte sich den Ranzen und stapfte los.

Nahendes Unheil spürte er nicht. An der Eckfahne ereilte es ihn. Von der Seite griffen zwei Arme, steckten blitzschnell seinen Kopf zwischen zwei, von einem langen, dicken Rock bedeckte Frauenschenkel. Dann prasselte es auf seinen Hintern herab, der Schmerz kam gar nicht so schnell nach. Bernds Blick fiel spiegelverkehrt auf seine Klassenkameraden. Langsam spürte er den schmerzenden Hintern, und ihm dämmerte: Das konnte nur seine Mutter sein – eine böse gewordene Mutter! Mutter schlug nie. Jahre musste es her sein, dass sie ihm zwei, drei Klapse gab, symbolisch nur. Jetzt schlug sie mit Kraft – sein Hintern brannte.

Vorsichtig näherten sich seine Freunde, bestaunten den seltsamen Anblick. – Bernd fragte in diese kopfstehende Welt: Soll er sich schämen? Soll er losheulen, Theater machen, Eindruck schinden? Nein – keine Träne wird er zeigen! Unempfindlich sollen ihn alle sehen. Er war er, das wäre doch gelacht! Mutters Hand wird bald erlahmen. Soviel Kraft hat sie nicht.

Mutter kam zu sich, als die kleinen Fußballspieler in ihre Augen fielen. Was tat sie? Ihre Hand brannte. Absurd: glotzende, schweigende, kleine Jungen, sie im Zentrum, zwischen den Beinen ihr Jüngster, starr wie ein Stück Holz. Was war in sie gefahren?

Sie nahm Bernds Kopf aus der Beinzange, ergriff seine Hand und herrschte ihn an: „Du weißt, dass wir heute Washtag haben, dass ich dich brauche!“ Sie zog ihn weg vom Fußballplatz, vor dem ihr plötzlich grauste. – Bernd lief brav mit, kein Schniefen, keine Träne, kein Wort, dabei musste er die Kränkung vor den Mitschülern schlimmer empfinden als ihre Hand. Ein wenig Stolz auf ihren kleinen Sohn zuckte durch Mutters Gefühlschaos.

Kiesel sprangen unter ihren Füßen. Schweigend liefen sie den Fußweg hinab. Die groben Steine rollten weg, ließen beide schwanken und manchmal balancieren auf rollendem Splitt.

Beim Frühstück hat Mutter Schmerzen gespürt, sich noch im Griff gehabt. Sie schickte Hermann in den Schacht. Am Vortag hatte er mit dem Obersteiger gesoffen. Diesem groben Bergmann konnte er sich nicht entziehen.

Der Krieg hatte den Obersteiger aus dem oberschlesischen Bergbaugebiet zur Wismut verschlagen. Als er sah, dass der neue Fördermann aus Leipzig mehr konnte, als Loren auf die Halde zu schieben, machte er ihren Hermann zum Reviersteiger. Einem solchen Mann musste man gefällig sein. Sie fand ihn grob und klug, eine ungewohnte Mischung. Seine Frau war Hebamme. Sie ging gern ins Theater. Staunend erfuhr es Ilse.

Mutter und Hebamme fanden sich seelenverwandt. Gemeinsam schlepten sie ihre Männer in das kleine Stadttheater. Und ihr Hermann, den höchstens ein Film interessierte, der Theater als „bourgeois Kram“ abtat, öffnete sich zögernd dieser Welt. Ilse hat sie schon immer bewundert, stand als junges Mädchen vor den glitzernden Fassaden des Leipziger Nachtlebens. Kein Geld, sich Theater, Konzerte leisten zu können. Nun mangelte es daran nicht. Kaufen konnte man wenig, dem Geld vertraute niemand nach so viel Währungsreform, also ging sie endlich ins Theater. Das gehörte zu dem Leben, das sie wollte:

etwas „Besseres“ zu sein und aus dem gewöhnlichen Dreck zu kommen. Sie verstand den Obersteiger nicht. Unter Strapazen brachte er ein Klavier von Oberschlesien mit, seine Tochter spielte Hausmusik – und dann: grobschlächtige Reden, proletenhaftes Saufen. Sie musste es ertragen.

Ilse war nie angekommen gegen das Elend, in das sie hineingeboren wurde. Acht Kinder hatte ihre Familie. Wie viele Geburten ihre Mutter ertragen musste, wusste sie nicht. Sie hat ihre Mutter nur in „guter Hoffnung“ gesehen. Ilse war schon „in Stellung“ bei einer Herrschaft mit Telefon, als die ältere Schwester anrief: Sie möge um Gottes willen schnell heimkommen, die Geburt sei schwer. – „Welche Geburt?“, fragte Ilse verwundert. – „Bei Mutter“, schrie die Schwester. – Ilse raste nach Hause, half ihrer jüngsten Schwester zur Welt. Den Vater rief niemand. Der schimpfte, dass das Abendbrot nicht pünktlich auf dem Tisch stand. Kurz sah er auf das neue Balg – das Mitglied des Kirchenrates, der Buchhalter, der mit Schlips und Kragen am Tisch saß, Reinhold mit Namen. Den Namen Reinhold hasste sie ihr Leben lang.

Aus diesem Leben würde sie nur durch Heirat herauskommen. Sie flog dem ersten Mann in die Arme, einem Mann mit feinen Umgangsformen, der höflich fragte, sie umwarb. Sie hatte nie gehört, dass jemand „Bitte“ zu ihr sagte – der Mann musste „Besseres“, das musste Liebe sein. Sie ließ sich nur zu gern „verführen“. Dann wuchs „die Frucht“. Sie verdrängte allen Zweifel, denn ein Leben „in Schande“ schied aus. – Er betrog sie schon in den Flitterwochen. Ilse litt, „die Frucht“ starb bei der Geburt. Er schien reumütig, und sie wollte doch nur das Gute: Eine heile Familie – und seine Liebe war doch schön! In ihrem Leib wuchs neues Leben, Bernds großer Bruder Gerhard machte sich auf den Weg. Da prügelte sie der Mann, endlich befolgte sie der Schwestern Rat und ließ sich scheiden. Allein mit Gerhard schlug sie sich durch Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrise und „völkische Erneuerung“. Den Schwestern erging es ähnlich. Sie rückten zusammen, halfen sich.

Dann geschah ein Wunder. Mit dreißig sah sie aus wie zwanzig. Schlanksein kam in Mode. Sie war mager, blonder Bubikopf, lustige

Augen. Sie wurde zum Mittelpunkt im „Palmengarten“. – „Darf ich Sie heimbegleiten?“, fragten gut betuchte Herren, meist jünger als sie. – „Wenn Sie sich an meinem Kind nicht stören.“ – Sie lachten über den guten Witz und fragten nicht wieder. Einer wandte sich nicht ab – ihr Juniorchef. Der fand ihre Arbeit im Büro schon gut, bevor er sie im „Palmengarten“ traf. Er hat sie teilhaben lassen an der Welt der „Besseren“, einen Zipfel nur. Als nette Begleiterin fand er die Ilse gut, beförderte die umsichtige Tippse, damit er sie einführen konnte in seine Welt. Ilse war klug, ihre Beförderung wurde zum geschäftlichen Glücksgriff. Sie zeigte ihm ihre Bewunderung für das Seriöse des Geschäftslebens. – Er sah sie lange an. „Ach, Mädchen“, sprach er, „... bis zur Million bleiben wir ehrlich, darüber geht’s Gemause los.“ – Ilse stutzte zum zweiten Mal: Er hieß Reinhold.

Sie hat auch höfliche Männer getroffen, die nicht zu den „Besseren“ gehörten. Sie verschloss sich ihnen nicht. Die störten sich kaum an ihrem Kind. Aber meist waren sie zu grob. – Einer fiel aus diesem Muster, der Hermann, den fand sie einfach lieb, war scheu, geriet nie in Streit. Als er erfuhr, dass sie die Sekretärin des Juniorchefs der Nachbarfirma sei, erdrückte seine Bewunderung fast seine kleine Liebespflanze. – Sie wollte mehr wissen von diesem Hermann. Er sprach wenig, denn Glück hat es Hermann nie gebracht, wenn er sich offenbarte. Als er nicht weiter kam bei dieser hübschen, klugen, so bewunderten Frau, entschied er: Es ist egal, ob sie ihn ablehnt, weil sie viel, oder weil sie zu wenig von ihm wusste. So erfuhr Ilse von ihm, dass es schlimmere Lebenswege als den ihren gab.

Hermann kannte seine Eltern nicht, lebte in Waisenhäusern und Pflegefamilien. Die Stadt Leipzig bot ihm nur die billigste Lehre: Zurichter, das ist nicht einmal ein richtiger Gerber – und das ist schon ein schmutziger, schlecht bezahlter Beruf. Ein Fanfarenzug der Arbeiterjugend wurde seine Ersatzfamilie. Der wurde „gleichgeschaltet“ mit Hitlers Machtantritt – da hörten sie auf zu spielen. „Wenn ich das erzählt habe, war immer Schluss.“

Nie wollte Ilse sein wie alle. Sie verabredete sich – Freude in seinen Augen!